

AMY TAN
Töchter des Himmels



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Waverly, June, Rose und Lena, vier junge Frauen in San Francisco. Durch und durch Amerikanerinnen, die in ihrem Leben mehr Cola als Kummer geschluckt haben – im Gegensatz zu ihren Müttern. Die sind 1949 unter dramatischen Umständen vor der Roten Armee in die Vereinigten Staaten geflüchtet und noch immer chinesisch bis in die Knochen. Einmal im Monat treffen sich die zerbrechlichen alten Damen zum Mah-Jongg-Spiel, etwas, wozu ihre Töchter weder Zeit noch Lust haben. Waverly, June, Rose und Lena düsen nämlich gerade so schön auf der gesellschaftlichen Überholspur dahin. Da ist kein Platz für chinesische Mütter mit chinesischen Ansichten wie etwa: Nur eine unterwürfige Tochter ist eine gute Tochter. Von wegen! Die vier wollen schräge Sprüche, schräge Bilder und schräge Wände entwerfen und ihr eigenes Leben als Werbetexterin, Malerin, Innenarchitektin und Steuerberaterin leben. Mit der Kraft und Farbigkeit von Feuerwerkskörpern schießt Amy Tan, die als Tochter chinesischer Einwanderer in Kalifornien geboren wurde, ihre eigensinnigen Figuren in die literarische Umlaufbahn und entfacht dabei ein schillerndes Spektakel aus Mütter-Töchter-Kämpfen, Kulturkollisionen und Generationskonflikten.

Weitere Informationen zu Amy Tan
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Amy Tan


Töchter
des Himmels

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Sabine Lohmann

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe
erschien unter dem Titel »The Joy Luck Club«
bei G.P. Putnam's Sons, New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Neueröffnung August 2014
Copyright © 1989 by Amy Tan
All rights reserved
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1990
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Gestaltung der Umschlaginnenseiten: UNO Werbeagentur, München
Motiv der Umschlaginnenseiten: FinePic®, München
NG · Herstellung: Str.
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48186-6
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Meiner Mutter
und der Erinnerung an ihre Mutter*

*Du hast mich einst gefragt,
was ich im Gedächtnis behalten würde.*

All dies, und noch viel mehr.

FEDERN VON TAUSEND LI WEIT HER

JING-MEI WOO: Der Joy Luck Club	13
AN-MEI HSU: Die Narbe	40
LINDO JONG: Die rote Kerze	49
YING-YING ST. CLAIR: Die Mondfrau	71

DIE SECHSUNDZWANZIG TORE DES UNHEILS

WAVERLY JONG: Spielregeln	93
LENA ST. CLAIR: Die Stimme aus der Wand	108
ROSE HSU JORDAN: Halb und halb	124
JING-MEI WOO: Zwei Sorten	141

AMERIKANISCHE ÜBERSETZUNG

LENA ST. CLAIR: Der Reis-Ehemann	159
WAVERLY JONG: Vier Himmelsrichtungen	178
ROSE HSU JORDAN: Ohne Holz	200
JING-MEI WOO: Die beste Qualität	214

KÖNIGINMUTTER DES WESTLICHEN HIMMELS

AN-MEI HSU: Elstern	231
YING-YING ST. CLAIR: Warten zwischen den Bäumen	263
LINDO JONG: Die zwei Gesichter	270
JING-MEI WOO: Ein Paar Fahrkarten	293

DER JOY LUCK CLUB

DIE MÜTTER

Suyuan Woo
An-mei Hsu
Lindo Jong
Ying-ying St. Clair

DIE TÖCHTER

Jing-mei »June« Woo
Rose Hsu Jordan
Waverly Jong
Lena St. Clair



FEDERN VON TAUSEND LI WEIT HER

Die alte Frau dachte noch manchmal an den Schwan, den sie vor vielen Jahren für eine unsinnige Summe in Schanghai auf dem Markt gekauft hatte. Dieses prächtige Tier, hatte der Verkäufer geprahlt, sei einst ein Entchen gewesen, das seinen Hals lang und länger gestreckt habe in der Hoffnung, eine Gans zu werden, und siehe da! Nun war es zu schön zum Essen.

Dann fuhren die Frau und der Schwan viele tausend Li weit über den Ozean, und sie streckten ihre Hälse nach Amerika aus. Auf der Reise flüsterte sie dem Schwan zärtlich zu: »In Amerika werde ich eine Tochter bekommen, und dort wird niemand ihren Wert nach den Rülpsern ihres Ehemanns bemessen oder auf sie hinabsehen, denn ich werde dafür sorgen, daß sie perfekt amerikanisch spricht. Sie soll dort keinen Kummer schlucken müssen! Als Pfand meiner Hoffnung will ich ihr diesen Schwan schenken – ein Wesen, aus dem weit mehr geworden ist, als man erwartet hatte.«

Doch kaum war sie in der neuen Heimat angekommen, nahmen die Leute von der Einwanderungsbehörde ihr den Schwan weg und ließen die Frau mit hilflos flatternden Armen stehen. Eine einzige Schwanenfeder blieb ihr als Erinnerung.

Nun war sie eine alte Frau. Und ihre Tochter war englischsprachig aufgewachsen und hatte weit mehr Coca-Cola als Kummer geschluckt. Schon lange hatte die Frau ihrer Tochter die Schwanenfeder geben und ihr sagen wollen: »Diese Feder mag dir wertlos scheinen, doch sie kommt von weit her und soll dich an all meine guten Absichten erinnern.« Und Jahr für Jahr wartete sie auf den Tag, an dem sie ihrer Tochter dies in perfektem Amerikanisch würde sagen können.

JING-MEI WOO
Der Joy Luck Club

Mein Vater hat mich gebeten, die vierte Ecke im Joy Luck Club zu übernehmen. Es ist der Platz meiner Mutter am Mah-Jongg-Tisch, der leer geblieben ist, seit sie vor zwei Monaten starb. Mein Vater glaubt, daß ihre eigenen Gedanken sie getötet haben.

»Sie hatte eine neue Idee im Kopf«, sagte mein Vater. »Aber bevor sie aus ihrem Mund kommen konnte, ist sie zu groß geworden und geplatzt. Es muß eine sehr schlechte Idee gewesen sein.«

Der Arzt hat ein Aneurisma als Todesursache festgestellt. Und ihre Freunde vom Joy Luck Club haben gesagt, sie sei wie ein Kaninchen gestorben, ganz plötzlich und unverrichteter Dinge. Meine Mutter hätte beim nächsten Clubtreffen die Gastgeberin sein sollen.

In der Woche vor ihrem Tod hatte sie mich noch angerufen, voller Stolz und Lebensfreude: »Bei Tante Lin hat es voriges Mal rote Bohnensuppe gegeben. Ich werde eine schwarze Sesamsuppe machen.«

»Gib bloß nicht an«, hatte ich darauf erwidert.

»Es ist nicht zum Angeben.« Sie sagte, die beiden Suppen seien fast gleich, *chabudwo*. Oder vielleicht sagte sie auch *butong*, gar nicht vergleichbar. Es war jedenfalls ein chinesischer Ausdruck, mit dem man den besseren Teil einer zwiespältigen Absicht bezeichnet. Ich kann mir nie merken, was ich von vornherein nicht ganz verstanden habe.

1949, zwei Jahre, bevor ich geboren wurde, gründete meine Mutter die San-Francisco-Version des Joy Luck Club. Es war das Jahr, in dem meine Eltern China verlassen hätten, mit einem großen Lederkoffer voller feiner Seidenkleider als einzigem Gepäck. Sonst noch etwas einzupacken war ihr keine Zeit mehr geblieben, wie sie meinem Vater erst auf dem Schiff erklärte, als er fieberhaft zwischen den schlüpfrigen Seidenstoffen nach seinen Wollhosen und Baumwollhemden tastete.

In San Francisco angekommen, mußte sie die buntschimmernenden Gewänder auf Geheiß meines Vaters verborgen halten. Sie trug immer dasselbe braunkarierte chinesische Kleid, bis sie von der Einwandererwohlfahrt zwei abgelegte Kleider bekam, die für amerikanische Frauen zu weit waren. Die Wohlfahrtsorganisation wurde von einer Gruppe weißhaariger Missionarsfrauen geleitet, die auch die Erste Chinesische Baptistengemeinde gegründet hatten.

Wegen der Geschenke konnten meine Eltern nicht umhin, der Gemeinde beizutreten. Ebenso wenig konnten sie das praktische Angebot der alten Damen ablehnen, ihre Englischkenntnisse in den Bibelstunden am Mittwochabend aufzubessern; später nahmen sie auch noch samstags morgens an den Chorproben teil. Dort trafen sie dann die Hsus, die Jongs und die St. Clairs. Meine Mutter fühlte gleich, daß auch die Frauen dieser Familien in China unsägliche Tragödien durchgestanden hatten und daß auch sie von Hoffnungen erfüllt waren, die sie in ihrem holprigen Englisch niemals ausdrücken konnten. Zumindest kam die Abgestumpftheit in ihren Gesichtern meiner Mutter sehr vertraut vor. Und sie merkte, wie ihre Augen aufblitzten, als sie ihnen von ihrer Idee mit dem Joy Luck Club erzählte.

Joy Luck: Freude und Glück. Die Idee stammte aus der Zeit ihrer ersten Ehe in Kweilin, bevor die Japaner kamen. Daher setze ich Joy Luck immer mit ihrer Kweilin-Geschichte gleich. Die erzählte sie mir oft, wenn sie sich langweilte, wenn es sonst nichts mehr zu tun gab, wenn alle Schüsseln abgespült und der Resopaltisch blankgewischt war, wenn mein Vater sich hinter seiner Zeitung ver-

schanzt hatte und eine Pall Mall nach der anderen rauchte, ein sicheres Zeichen, daß er nicht gestört werden wollte. Dann nahm meine Mutter sich ein paar alte Skipullover vor, die irgendwelche nie gesehene Verwandte uns aus Vancouver geschickt hatten. Sie schnitt einen der Pullover am Bund auf, zog einen krumpeligen Faden heraus und befestigte ihn an einem Stück Pappe. Und während sie die Wolle in gleichmäßigem Rhythmus aufrollte, begann sie mit ihrer Geschichte. All die Jahre erzählte sie mir immer die gleiche Geschichte, nur mit unterschiedlichem Ende, das nach und nach düsterer wurde und lange Schatten über ihr Leben warf, wie schließlich auch über meins.



»Von Kweilin hatte ich schon geträumt, bevor ich es je zu Gesicht bekam«, begann meine Mutter auf chinesisches. »Ich träumte von spitzen Bergen an einem gewundenen Fluß mit grünen Ufern voller Zaubermoos. Die Berggipfel waren von weißen Dunstschleiern eingehüllt. Man konnte sich auf dem Fluß entlangtreiben lassen und von dem Zaubermoos essen, das einem die Kraft gab, auf die Gipfel zu steigen. Wenn man auf dem Weg ausrutschte, fiel man nur ins weiche Moos und lachte. Und wenn man endlich auf dem Gipfel stand, konnte man alles von oben sehen und war so glücklich, daß man meinte, für immer aller Sorgen ledig zu sein.

In China träumten alle von Kweilin. Und als ich schließlich dort ankam, da merkte ich, wie schäbig meine Träume waren, was für armselige Vorstellungen ich mir gemacht hatte. Als ich die steilen Hügel zum ersten Mal sah, lachte und schauderte ich zugleich. Wie riesige gebratene Fischköpfe, die sich aus einem Ölbottich recken! Hinter jedem Hügel tauchten immer neue schattenhafte Fischköpfe auf, mehr und mehr. Und als sich die Wolken ein wenig verschoben, wurden die Hügel plötzlich zu gigantischen Elefanten, die auf mich zukamen! Kannst du dir das vorstellen? In diesen Hügeln gab es geheimnisvolle Höhlen mit hängenden Felsgärten, in denen steinerne Kohlköpfe, Winterme-

lonen, Rüben und Zwiebeln wuchsen, so täuschend echt und wunderschön, wie man es sich beim besten Willen nicht ausmalen kann.

Aber ich war ja nicht nach Kweilin gekommen, um mir anzusehen, wie schön es war. Mein damaliger Mann hatte mich und unsere beiden Babys dorthin gebracht, weil er meinte, wir wären da in Sicherheit. Er war Kuomintang-Offizier. Und sobald er ein Zimmer für uns gefunden hatte, im oberen Stockwerk eines kleinen Hauses, mußte er weiter in den Nordwesten, nach Chungking.

Wir wußten, daß die Japaner am Vorrücken waren, obwohl die Zeitungen das Gegenteil behaupteten. Täglich, ja fast stündlich kamen neue Flüchtlingsströme in die Stadt, und in den Straßen wimmelte es von Menschen, die eine Unterkunft suchten. Sie kamen aus allen Himmelsrichtungen, aus Schanghai, aus Kanton, aus dem Norden, Arme wie Reiche, und es waren nicht nur Chinesen, sondern auch Ausländer und Missionare der verschiedensten Religionen. Natürlich waren auch jede Menge Kuomintangleute und Offiziere darunter, die sich allen anderen überlegen vorkamen.

Wir waren lauter Überbleibsel, in einer Stadt zusammengewürfelt. Wenn die Japaner nicht gewesen wären, hätten all diese verschiedenen Menschen genug Anlässe gefunden, miteinander in Streit zu geraten. Stell dir das bloß mal vor! Leute aus Schanghai dicht an dicht mit Reisbauern aus dem Norden, Bankleute neben Barbieren, Rikschafahrer neben Vertriebenen aus Burma. Jeder sah auf jemand anderen hinab. Es spielte keine Rolle, daß alle auf denselben Bürgersteig spucken mußten und an demselben Durchfall litten. Wir stanken alle gleich, doch jeder beschwerte sich, daß ein anderer noch schlimmer stank. Und ich? Na, ich haßte die amerikanischen Air-Force-Offiziere, die mich mit ihrem lauten Habhabhabba-Gerede zum Erröten brachten. Aber am widerlichsten fand ich die Bauern aus dem Norden, die sich mit den Fingern schneuzten und alle Leute anrempelten und jeden mit ihren dreckigen Krankheiten ansteckten.

Siehst du, so schnell verlor Kweilin für mich seinen Zauber. Ich kletterte nie mehr auf die steilen Hügel, um mich an der schönen Aussicht zu freuen. Ich fragte mich nur noch, welche Hügel die Ja-

paner wohl schon erreicht hatten. Im dunkelsten Winkel des Hauses kauerte ich, mit einem Baby in jedem Arm, ganz zappelig vor Angst. Wenn die Luftschuttsirenen losheulten, sprangen wir auf, meine Nachbarn und ich, und rannten Hals über Kopf in die Höhlen, um uns wie die wilden Tiere zu verstecken. Doch im Dunkeln hält man es nicht allzulange aus. Es ist, als ob das Leben langsam in einem verlischt, und dann packt einen der Heißhunger nach Licht. Draußen konnte ich die Bombeneinschläge krachen hören. Und den donnernden Steinhagel. Dann verging mir der Appetit auf die Kohlköpfe und Rüben in den Felsgärten. Ich dachte nur noch an die tiefenden Eingeweide dieser uralten Hügel, die jeden Augenblick auf mich niederprasseln konnten. Kannst du dir vorstellen, wie einem zumute ist, wenn man weder drinnen noch draußen sein möchte, sondern nirgends mehr, wenn man am liebsten ganz verschwinden würde?

Und wenn der Lärm der Bomben dann endlich verebbte, krochen wir wie neugeborene Kätzchen ans Tageslicht und bahnten uns einen Weg durchs Geröll, zurück in die Stadt. Ich war jedesmal verblüfft, daß die Hügel vor dem flammenden Himmel noch nicht in Trümmern lagen.

Auf die Idee mit Joy Luck kam ich in einer Sommernacht, als es so schwül war, daß sogar die Motten zu Boden taumelten, so schwer lastete die feuchte Hitze auf ihren Flügeln. Ein unerträglicher Kloakengestank drang durch das Fenster im zweiten Stock und stach mir in die Nase. Zu jeder Zeit, Tag und Nacht, waren draußen Schreie zu hören. Ich wußte nicht, ob ein Bauer gerade ein eingefangenes Schwein abstach, oder ob ein Offizier auf einen halbtoten Bauern eindrosch, der ihm auf dem Bürgersteig im Weg lag. Ich schaute nie aus dem Fenster. Wozu auch? Und da stellte ich auf einmal fest, daß ich dringend etwas brauchte, um wieder in Bewegung zu kommen.

So beschloß ich, vier Frauen um meinen Mah-Jongg-Tisch zu versammeln, eine für jede Ecke. Ich wußte auch schon, welche ich dazu bitten wollte. Sie waren alle so jung wie ich, und ihre Augen waren voller Sehnsucht. Eine von ihnen war ebenfalls Offiziers-

frau. Die zweite war ein Mädchen mit sehr feinen Manieren aus einer reichen Familie in Schanghai. Sie war fast ohne Geld geflohen. Und dann noch ein Mädchen aus Nanking, mit den schwärzesten Haaren, die ich je gesehen habe. Sie war zwar von niedrigem Stand, aber hübsch und freundlich, und sie hatte sich gut verheiratet, mit einem alten Mann, der inzwischen gestorben war und ihr ein besseres Leben ermöglicht hatte.

Jede Woche sollte eine von uns die drei anderen einladen, zur Auffrischung unserer Geldreserven und unserer Lebensgeister. Die Gastgeberin sollte dann spezielle *dyansyin*-Gerichte als Glücksbringer auftischen: Knödel in der Form von Silberbarren, lange Reisnudeln für ein langes Leben, gekochte Erdnüsse, um Söhne zu bekommen, und natürlich viele Glücksorangen für eine sorgenlose Zukunft.

Was für Festessen brachten wir mit unseren beschränkten Mitteln zustande! Es störte uns überhaupt nicht, daß die Knödel meist nur mit zähem Mus gefüllt und die Orangen wurmstichig waren. Obwohl es von allem reichlich gab, hielten wir uns beim Essen immer zurück, um vor den anderen zu tun, als hätten wir uns zu Hause schon satt gegessen. Wir wußten wohl, daß wir uns einen Luxus gönnten, den sich nur wenige leisten konnten. Wir hatten das Glück auf unserer Seite.

Nachdem wir unsere Mägen gefüllt hatten, legten wir Geld in eine Schüssel und stellten sie so hin, daß alle sie sehen konnten. Dann setzten wir uns an den Mah-Jongg-Tisch. Meiner stammte aus altem Familienbesitz und war aus duftendem rötlichen Holz, nicht das, was man Rosenholz nennt, sondern *hong mu*, so ein edles Holz gibt es hier gar nicht. Wenn die Mah-Jongg-*pai* auf dem Tisch ausgeschüttet wurden, hörte man nur das leise Klicken der Elfenbeinsteine, so dick war die Spielfläche gepolstert.

Wenn wir mit dem Spiel begonnen hatten, durfte niemand mehr etwas sagen, außer *Pong!* oder *Tschau!*, wenn man sich einen Stein nahm. Wir mußten mit vollem Ernst bei der Sache sein und nur daran denken, unser Glück durch Gewinnen zu mehren. Doch wenn sechzehn Runden gespielt waren, gingen wir wieder an die

Festtafel, um unser Glück zu feiern. Und dann unterhielten wir uns bis zum Morgengrauen und erzählten uns von schönen Dingen der Vergangenheit oder der Zukunft.

Ach, was waren das für lustige Geschichten! Wir übertrumpften uns mit komischen Einfällen und lachten uns beinah tot. Der Hahn, der ins Haus gelaufen kam und frech auf einem Stapel Schüsseln krächte, in denen er schon tags darauf ganz still in Stücken lag! Und das Mädchen, das Liebesbriefe für zwei Freundinnen schrieb, die denselben Mann liebten. Und die alberne Ausländerin, die auf dem Klo in Ohnmacht fiel, als daneben ein paar Knallfrösche losgingen!

Die Leute fanden es nicht richtig, daß wir jede Woche ein Festes veranstalteten, während so viele in der Stadt hungerten und sich von Ratten und Abfällen ernähren mußten. Manche meinten, wir wären von Dämonen besessen – daß wir so unbekümmert feierten, wo doch auch wir so viele Familienangehörige verloren hatten, und unsere Heimat und alles Vermögen dazu, und alle auseinandergerissen waren, die Frau vom Mann, der Bruder von der Schwester, die Tochter von der Mutter getrennt. Hnnh! Wie konnten wir da noch lachen, fragten die Leute empört.

Nun war es ja nicht so, daß all das Elend uns kaltließ. Wir hatten alle Angst. Wir hatten alle unsere Last zu tragen. Aber sich der Verzweiflung hinzugeben hätte bedeutet, das unwiderruflich Verlorene zurückzuwünschen, oder das Unerträgliche noch schlimmer zu machen. Wie sehr kann man sich nach einem molligen Wintermantel sehnen, der im Schrank eines Hauses hängt, das längst abgebrannt ist, mit Vater und Mutter darin? Wie lange kann man noch an Telefondrähten baumelnde Arme und Beine vor Augen haben und den Anblick halbverhungertes Hunde, denen halbzerkaute Hände aus dem Maul hängen? Was war denn schlimmer, fragten wir uns, mit pietätvoller Miene dazusitzen und auf unseren eigenen Tod zu warten? Oder uns für unser eigenes Glück zu entscheiden?

Also beschlossen wir, Feste zu feiern und so zu tun, als wäre jede Woche Neujahr. Jede Woche konnten wir von neuem alles vergessen, was man uns angetan hatte. Wir durften an nichts Böses mehr denken. Wir schmausten, wir lachten, wir spielten, verloren und

gewannen und erzählten uns die besten Geschichten. Und jede Woche konnten wir wieder auf unser Glück hoffen. Diese Hoffnung war unsere einzige Freude. Und so nannten wir unsere kleinen Feste Joy Luck, Glück und Freude.«

Meine Mutter ließ ihre Geschichte immer heiter ausklingen, indem sie mit ihrer Geschicklichkeit prahlte: »Ich gewann so oft im Spiel, daß die anderen mich neckten, ich sei so trickreich wie ein schlauer Dieb. Tausende von *guan* habe ich gewonnen. Aber ich wurde trotzdem nicht reich, denn das Papiergeld war inzwischen vollkommen wertlos. Selbst das Klopapier war mehr wert. Und darüber lachten wir erst recht, daß ein Schein von tausend *guan* nicht einmal gut genug war, um sich den Hintern damit zu wischen.«

Ich hatte die Kweilin-Geschichte meiner Mutter immer für eine Art chinesisches Märchen gehalten, das jedesmal anders ausging. Manchmal sagte sie, daß sie mit jenem wertlosen Tausender eine halbe Tasse Reis gekauft habe. Den Reis habe sie für einen Topf Haferbrei eingetauscht und diesen für zwei Schweinsfüße. Dafür habe sie ein halbes Dutzend Eier bekommen, und daraus dann sechs Hühner. So wuchs die Geschichte immer weiter.

Doch eines Abends, als ich nach fruchtlosem Betteln um ein eigenes Kofferradio seit einer Stunde stumm in einer Ecke vor mich hintrotzte, sagte sie: »Warum glaubst du, daß dir etwas fehlt, das du nie gehabt hast?« Und diesmal erzählte sie das Ende der Geschichte vollkommen anders.

»Eines Morgens kam ein Offizier zu mir ins Haus und sagte mir, daß ich schnell zu meinem Mann nach Chungking abreisen solle. Ich verstand, daß es ein Rat war, aus Kweilin zu fliehen. Ich wußte ja, was mit Offizieren und ihren Familien geschah, wenn die Japaner kamen. Aber wie sollte ich nach Chungking kommen? Es fuhren keine Züge mehr. Meine Freundin aus Nanking hat mir geholfen. Sie bestach einen Mann, eine Schubkarre zu stehlen, mit der Kohlen transportiert wurden. Und sie versprach mir, unsere anderen Freunde zu warnen.

Ich packte meine Sachen und meine beiden Babys in die Schubkarre und verließ die Stadt, vier Tage, bevor die Japaner kamen. Unterwegs erfuhr ich von Leuten, die mich überholten, von dem furchtbaren Gemetzel dort. Bis zum letzten Tag hatten die Kuomintang behauptet, daß man in Kweilin sicher sei. Doch am Ende des Tages lagen überall in den Straßen Zeitungen mit Meldungen von großartigen Kuomintang-Siegen, und auf den Zeitungen lagen wie Fische auf dem Markt die Leichen aufgereiht – Männer, Frauen und Kinder, die nicht die Hoffnung, sondern ihr Leben verloren hatten. Als ich das hörte, ging ich noch schneller und fragte mich bei jedem Schritt: Waren sie leichtsinnig? Waren sie mutig?

Ich schob meine Karre in Richtung Chungking, bis das Rad zerbrach. Da mußte ich meinen schönen *hong-mu*-Tisch liegenlassen. Aber ich war schon zu erschöpft zum Weinen. Ich band zwei Tücher zu Schulterchlingen, in die ich die Babys setzte. An der einen Hand trug ich eine Tasche mit Kleidern, an der anderen eine mit Proviant. Und schließlich ließ ich sie beide wieder fallen, als meine Hände blutig gescheuert waren und nichts mehr halten konnten.

Den ganzen Weg entlang konnte ich sehen, daß es anderen genauso ergangen war, als sie nach und nach die Hoffnung aufgaben. Der Straßenrand war mit Schätzen übersät, die allmählich immer wertvoller wurden. Ballen von kostbaren Stoffen und Büchern. Ahnentafeln und Schreinerwerkzeug. Dann kam ich an Käfigen voller Entchen vorbei, die schon ganz still vor Durst waren, und später lagen fallen gelassene Silberurnen im Weg, wo die Erschöpfung endgültig über die Zuversicht gesiegt hatte. Bis ich in Chungking ankam, hatte ich alles verloren, außer den drei feinen Seidenkleidern, die ich übereinandertrug.«

»Alles?« fragte ich erschrocken. »Und was ist mit den Babys geschehen?«

Sie entgegnete prompt, in endgültigem Ton, der keine weiteren Fragen zuließ: »Dein Vater ist nicht mein erster Mann. Du bist nicht eins dieser Kinder.«

Als ich bei den Hsus hereinkomme, wo der Joy Luck Club sich heute abend versammelt, sehe ich als erstes meinen Vater. »Da ist sie!« sagt er. »Wie immer unpünktlich!«

Und das stimmt. Die anderen sind schon da, sieben Freunde der Familie, alle über sechzig oder siebzig. Sie sehen mich an und lachen: Der ewige Nachzügler, mit sechsunddreißig immer noch ein Kind.

Ich zittere am ganzen Körper, versuche mich zusammenzunehmen. Als ich sie das letzte Mal sah, auf der Beerdigung meiner Mutter, hatte ich mich nicht beherrschen können und war in lautes Schluchzen ausgebrochen. Jetzt fragen sie sich sicher, wie so jemand jemals ihren Platz einnehmen soll. Eine Freundin sagte mir mal, daß ich meiner Mutter sehr ähnlich sei, die gleichen huschenden Handbewegungen, die Seitenblicke, das helle Lachen. Als ich meine Mutter schüchtern darauf hinwies, meinte sie mit beleidigter Miene: »Du kennst kaum ein paar Prozent von mir! Wie kannst du ich sein?« Sie hatte recht. Wie kann ich bei Joy Luck meine Mutter ersetzen?

»Tante, Onkel«, sage ich mehrmals und nicke ihnen zur Begrüßung zu. Seit eh und je habe ich diese alten Familienfreunde mit Tante und Onkel angeredet. Dann gehe ich durch das Zimmer und bleibe neben meinem Vater stehen.

Er sieht sich gerade die Fotos an, die die Jongs vor kurzem auf ihrer Chinareise gemacht haben. »Schau mal!« sagt er höflich und zeigt auf ein Bild von der Reisegruppe, die auf breiten Steinstufen aufgestellt ist. Nichts in dem Bild deutet darauf hin, daß es in China aufgenommen wurde und nicht in San Francisco oder in irgendeiner anderen Stadt. Aber mein Vater scheint das Foto sowieso nicht richtig zu betrachten. Es ist, als sei ihm alles einerlei, nichts von besonderer Bedeutung. Er war schon immer so höflich teilnahmslos. Doch wie lautet das chinesische Wort dafür, daß man gleichgültig ist, weil man keine Unterschiede mehr *erkennen* kann? So sehr, glaube ich, hat der Tod meiner Mutter ihn getroffen.

»Sieh mal dies hier.« Er zeigt auf irgendein anderes wenig bemerkenswertes Bild.

Bei den Hsus hängt immer ein etwas ranziger Essensdunst im Raum. Zu viele chinesische Mahlzeiten, in einer zu kleinen Küche gekocht, zu viele ehemals appetitliche Gerüche, die sich in einer unsichtbaren Fettschicht verewigt haben. Ich erinnere mich, wie meine Mutter in anderer Leute Häuser und in Restaurants oft die Nase rümpfte und laut flüsterte: »Ich fühl's schon in der Nase, wie hier alles klebt.«

Ich war seit vielen Jahren nicht mehr bei den Hsus, doch das Wohnzimmer sieht noch genauso aus wie damals. Als Tante An-mei und Onkel George von Chinatown in das Sunset-Viertel gezogen sind, haben sie sich neue Möbel gekauft. Unter ihrer vergilbten Plastikhülle sieht die halbrunde Couch aus türkischem Tweed noch ganz neu aus. Zu beiden Seiten stehen kleine Ahorn-tische im Kolonialstil. Auch die Porzellanlampe mit dem Sprung war früher schon da. Nur der Kalender an der Wand, ein Werbegeschenk der Bank von Canton, wird jedes Jahr ausgetauscht.

Ich erinnere mich so gut daran, weil Tante An-mei uns Kinder ihre neuen Möbel nur durch die durchsichtigen Plastikhüllen anfassen ließ. An den Joy-Luck-Abenden brachten meine Eltern mich immer zu den Hsus mit. Als Gast mußte ich mich um alle jüngeren Kinder kümmern, und es waren so viele, daß eins von den Kleinen immer heulte, weil es sich den Kopf an einem Tischbein gestoßen hatte.

»Du trägst die Verantwortung«, ermahnte mich meine Mutter. Was bedeutete, daß es mir an den Kragen ging, wenn irgend etwas verschüttet, angebrannt, verloren, zerbrochen oder schmutzig gemacht wurde. Ich war verantwortlich, egal, wer es getan hatte. Tante An-mei und sie trugen komische chinesische Kleider, mit Stehkragen und eingestickten Blütenzweigen über dem Busen. Ich fand diese Kleider zu fein für richtige Chinesen, und zu ausgefallen für amerikanische Partys. Damals, bevor meine Mutter mir ihre Kweilin-Geschichte erzählte, hielt ich Joy Luck für einen anrühenden chinesischen Brauch, etwa wie die geheimen Zusammenkünfte des Ku-Klux-Klan oder die Kriegstänze der Indianer im Fernsehen.

Aber heute abend ist daran nichts Geheimnisvolles mehr. Die Joy-Luck-Tanten haben lange Hosen, buntbedruckte Blusen und bequeme Halbschuhe an. Wir sitzen am Eßtisch unter einer Hängelampe, die wie ein spanischer Kandelaber aussieht. Onkel George setzt seine Brille auf und verliest das Protokoll: »Unser Kapital beläuft sich auf 24 825\$, das macht 6206\$ pro Paar, oder 3103\$ pro Person. Wir haben Subaru mit Verlust zu sechs Dreiviertel verkauft. Wir haben hundert Smith-International-Aktien zu sieben angekauft. Wir bedanken uns bei Lindo und Tin Jong für all die guten Sachen. Die rote Bohnensuppe war besonders köstlich. Das Treffen im März mußte verschoben werden. Unsere liebe Freundin Suyuan ist leider von uns geschieden, und wir haben der Canning Woo Familie unser herzliches Beileid zukommen lassen. Hochachtungsvoll vorgelegt durch George Hsu, Vorsitzender und Schriftführer.«

Das war's auch schon. Ich erwarte die ganze Zeit, daß die anderen anfangen werden, über meine Mutter zu reden, über die wunderbare Freundschaft, die sie verband, und warum ich nun an ihrer Statt hier bin, um die vierte Ecke auszufüllen und in ihrem Geiste fortzuführen, was sie sich an einem heißen Tag in Kweilin ausgedacht hatte.

Doch das Protokoll wird nur mit allgemeinem Kopfnicken quittiert, auch mein Vater hat nichts hinzuzufügen. Es kommt mir vor, als sei das Leben meiner Mutter hiermit ad acta gelegt, um neuen Dingen Platz zu machen.

Tante An-mei steht schwerfällig auf und geht in die Küche, um das Essen zuzubereiten. Tante Lin, die beste Freundin meiner Mutter, setzt sich auf das türkise Sofa, verschränkt die Arme und beobachtet die Männer, die am Tisch sitzenbleiben. Tante Ying, die mir jedesmal, wenn ich sie wiedersehe, noch etwas zusammengeschrumpfter vorkommt, holt ihr Strickzeug hervor, einen winzigen blauen Pullover.

Die Joy-Luck-Onkel reden von Aktien, die sie zu kaufen beabsichtigen. Onkel Jack, Tante Yings jüngerer Bruder, rühmt die Vorzüge eines Unternehmens, das Goldminen in Kanada betreibt.

»Damit läßt sich am besten der Inflation gegensteuern«, stellt er mit Entschiedenheit fest. Er spricht von allen das beste Englisch, fast ohne Akzent. Ich glaube, das Englisch meiner Mutter war am holprigsten, aber dafür meinte sie, ihr Chinesisch sei das beste. Sie sprach Mandarin mit einem leichten Einschlag von Schanghaier Dialekt.

»Wollten wir heute abend nicht Mah-Jongg spielen?« flüstere ich laut Tante Ying zu, die ziemlich taub ist.

»Später, nach Mitternacht«, antwortet sie.

»Was ist, meine Damen, nehmt ihr nun an der Besprechung teil oder nicht?« fragt Onkel George.

Nachdem alle für die kanadischen Goldaktien gestimmt haben, gehe ich zu Tante An-mei in die Küche und frage sie, warum der Joy Luck Club sein Geld in Aktien anlegt.

»Früher hat der Gewinner das Geld bekommen. Aber es haben immer dieselben Leute gewonnen und verloren«, erklärt sie. Sie macht gerade die Wonton-Füllungen, setzt mit schnellen Stäbchengriffen je eine Portion ingwergewürztes Fleisch auf dünne Teigstücke, die sie im Handumdrehen zudrückt, so daß sie wie lauter winzige Schwesternhäubchen aussehen. »Man kann kein Glück im Spiel haben, wenn jemand anderer zu geschickt ist. Also haben wir schon vor langer Zeit beschlossen, daß Geld auf dem Aktienmarkt zu investieren. Dazu braucht man kein besonderes Geschick. Sogar deine Mutter war einverstanden.«

Tante An-mei zählt die Teigtaschen auf dem Tablett. Fünf Reihen mit je acht Wontons hat sie schon fertig. »Vierzig Wontons, acht Leute, zehn für jeden, noch fünf Reihen«, murmelt sie vor sich hin, bevor sie fortfährt: »Das war schlau von uns. Jetzt können wir alle das gleiche verlieren und gewinnen. Wir können unser Glück auf dem Aktienmarkt wagen. Und Mah-Jongg spielen wir einfach zum Spaß, nur mit ein paar Dollar als Einsatz. Die kriegt der Gewinner, und die Verlierer dürfen mitnehmen, was vom Essen übrigbleibt. So haben alle ihre Freude daran. Schlau, ha?«

Ich sehe Tante An-mei weiter beim Wontonfüllen zu. Sie macht es so flink und routiniert, daß sie keinen Gedanken daran zu ver-

schwenden braucht. Das war genau, was meine Mutter ihr vorzuwerfen hatte, daß sie nie einen Gedanken an das verschwendete, was sie tat.

»Dumm ist sie nicht«, sagte meine Mutter einmal, »aber sie hat nicht genug Rückgrat. Letzte Woche hatte ich so eine gute Idee! Gehen wir aufs Konsulat, hab ich ihr vorgeschlagen, um die Papiere für deinen Bruder zu beantragen. Fast wollte sie schon alles stehen und liegenlassen und gleich losrennen. Aber dann hat irgend jemand ihr was eingeredet. Daß ihr Bruder dadurch in China Schwierigkeiten kriegen kann. Und daß sie auf eine FBI-Liste gesetzt wird und nichts als Ärger davon hat. Daß sie keinen Kredit kriegt, wenn sie sich ein Haus kaufen will, weil ihr Bruder Kommunist ist. Ich sagte, aber du hast doch schon ein Haus! Aber sie hatte trotzdem Angst.

Tante An-mei läuft mal hierhin und mal dorthin«, meinte meine Mutter, »und sie weiß nie, warum.«

Nun ist Tante An-mei eine kleine, gebeugte alte Frau über Siebzig, mit mächtigem Busen, dünnen Beinen und abgearbeiteten Händen mit abgeflachten Fingerspitzen. Während ich ihr so zusehe, frage ich mich, womit sie sich eigentlich die lebenslange Kritik meiner Mutter eingehandelt hat. Allerdings hatte meine Mutter an allen ihren Freunden etwas auszusetzen, ebenso wie an mir und an meinem Vater. Irgend etwas war immer verkehrt. Irgend etwas bedurfte immer der Verbesserung. Irgend etwas war nicht ganz im Lot, weil ein Element überwog, ein anderes dafür zu wenig ausgeprägt war.

Meine Mutter beurteilte alles anhand ihrer eigenen Vorstellung von organischer Chemie. Jeder Mensch bestehe aus fünf Elementen, erklärte sie mir. Wenn man zuviel Feuer in sich habe, sei man zu aufbrausend. Das war auf meinen Vater gemünzt, den sie immer wegen des Zigarettenrauchens zurechtwies und der dann zurückraunzte, sie solle ihre Ansichten gefälligst für sich behalten. Ich glaube, jetzt wirft er sich vor, daß er ihr immer so rabiat den Mund verboten hat.

Wenn man zu wenig Holz in sich habe, ordne man sich zu leicht

unter und sei unfähig, sich durchzusetzen. So wie Tante An-mei. Und durch zuviel Wasser fließe man nach allen Richtungen auseinander, so wie ich, mit einem abgebrochenen Biologie- und einem abgebrochenen Kunststudium, dann einem Job als Sekretärin und schließlich als Werbetexterin in einer Agentur.

Früher tat ich ihre Ansichten immer als chinesischen Aberglauben ab, der zu jeder Gelegenheit passend zurechtgebogen wird. Als ich knapp über zwanzig war und am College einen Einführungskurs in Psychologie belegt hatte, versuchte ich ihr klarzumachen, warum sie nicht so viel an mir herummäkeln sollte, da es die Lernbereitschaft keineswegs fördere.

»Es ist wissenschaftlich erwiesen«, sagte ich, »daß es nichts bringt, wenn Eltern zuviel an ihren Kindern herumkritisieren. Sie sollten sie mehr ermutigen. Man reagiert immer auf die Erwartungen, die an einen gestellt werden. Und wenn man jemanden kritisiert, stempelt man ihn von vornherein als Versager ab.«

»Das ist ja das Schlimme, du reagierst auf gar nichts«, erwiderte meine Mutter prompt. »Noch nicht mal auf den Wecker. Zu faul zum Aufstehen. Zu faul, Erwartungen zu erfüllen.«

»Jetzt gibt's was zu Essen!« ruft Tante An-mei und kommt mit dem dampfenden Wontontopf ins Wohnzimmer. Auf dem Tisch ist ein üppiges Buffet aufgebaut, genau wie bei den Festessen in Kweilin. Mein Vater nimmt sich schon von dem Chow-mein aus der großen Aluminiumpfanne, die von kleinen Plastikpackungen mit Sojasoße umgeben ist. Das hat Tante An-mei wohl fertig gekauft. Die Wonton-Suppe riecht wundervoll, ein paar zierliche Kräuterzweiglein schwimmen obendrauf. Ich fange bei einer Platte *chaswei* an, pfenniggroße Stücke von gegrilltem Schweinefleisch in süßer Soße, und nehme mir dann aus der reichhaltigen Auswahl ein paar von den sogenannten Fingerhäppchen – kleine Pasteten, mit Hackfleisch, Krabben oder undefinierbarer Farce gefüllt, die meine Mutter immer als »besonders nahrhaft« bezeichnete.

Mit den feinen Tischsitten nimmt man es hier nicht so genau. Als wären alle halb verhungert, schieben sie sich hoch aufgetürmte Gabeln in den Mund und angeln sofort nach weiteren Bissen, kauen

hastig und stopfen gleich die nächste Ladung nach. Ganz und gar nicht wie die Damen in Kweilin, von denen ich immer angenommen habe, daß sie ihr Festessen mit einer Art graziösem Desinteresse zelebrierten.

Doch so schnell es angefangen hat, ist das Essen auch schon vorbei. Die Männer stehen vom Tisch auf, und wie auf Kommando picken die Frauen noch geschwind nach den letzten Bissen und tragen die Platten und Schüsseln dann in die Küche, wo sie sich der Reihe nach gründlich die Hände waschen. Wer hat dieses Ritual eingeführt? Auch ich stelle meinen Teller in das Spülbecken und wasche mir die Hände. Die Frauen unterhalten sich über die China-reise der Jongs, während sie in das hintere Zimmer gehen. Wir kommen an dem früheren Schlafzimmer der vier Hsu-Söhne vorbei, in dem noch die alten Stockbetten mit den abgewetzten Leitern stehen. Die Joy-Luck-Onkel sitzen schon am Kartentisch. Onkel George teilt so geschickt die Karten aus, als hätte er es im Casino gelernt. Mein Vater reicht die Pall-Mall-Schachtel herum, eine Zigarette hat er schon im Mundwinkel.

Im Hinterzimmer schliefen früher die drei Hsu-Töchter. Als Kinder waren wir dick befreundet; doch nun sind sie alle erwachsen und verheiratet, und ich bin wieder da, um in ihrem Zimmer zu spielen. Abgesehen von dem Kampfergeruch kommt mir alles unverändert vor – als könnten Rose, Ruth und Janice jeden Moment hereinkommen, die Haare auf leere Orangensaftdosen wickeln und sich auf die drei schmalen Betten plumpsen lassen. Die weißen Überdecken sind so fadenscheinig, daß sie fast durchsichtig wirken. Rose und ich habe daraus immer die Fäden hervorgezupft, wenn wir über unsere Probleme mit den Jungs redeten. Alles ist beim alten, nur steht jetzt ein Mah-Jongg-Tisch aus Mahagoni mitten im Raum, und daneben eine Stehlampe mit drei ovalen Schirmchen, wie eingerollte Gummibaumblätter an einer schwarzen Stange.

Niemand sagt: »Setz dich da hin, das war der Platz deiner Mutter.« Aber ich weiß es auf Anhieb, noch ehe die anderen sich hingesetzt haben. Der Stuhl, der am nächsten zur Tür steht, wirkt auf

seltensame Art leer. Das hat jedoch nichts mit dem Stuhl zu tun. Es ist ihr Platz am Tisch. Ohne daß es mir jemand sagen muß, weiß ich gleich, daß ihre Ecke der Osten war.

Im Osten nimmt alles seinen Anfang, hat meine Mutter mir mal gesagt, da geht die Sonne auf, von da kommt der Wind her.

Tante An-mei, die links von mir sitzt, schüttet die Spielsteine auf dem grünen Filz aus und sagt zu mir: »Jetzt waschen wir die Steine.« Wir schieben sie mit kreisenden Handbewegungen durcheinander. Sie klicken gedämpft auf der Stoffplatte.

»Gewinnst du auch so oft wie deine Mutter?« fragt Tante Lin, die mir gegenüber sitzt, ohne zu lächeln.

»Ich hab nur ab und zu im College mit ein paar jüdischen Freunden Mah-Jongg gespielt.«

»Annh! Jüdisches Mah-Jongg!« erwidert sie verächtlich. »Das ist nicht dasselbe.« Genau was meine Mutter auch immer sagte, obwohl sie es nie richtig erklären konnte.

»Vielleicht sollte ich lieber noch nicht mitspielen. Ich kann ja zuschauen«, schlage ich vor.

Tante Lin macht ein ungeduldiges Gesicht, als ob ich schwer von Begriff wäre. »Wie sollen wir denn zu dritt spielen? Wie ein Tisch mit drei Beinen, kein Gleichgewicht. Als Tante Yings Mann gestorben ist, hat sie ihren Bruder gebeten mitzumachen. Und dein Vater hat dich gebeten. Also ist es entschieden.«

»Was ist der Unterschied zwischen jüdischem und chinesischem Mah-Jongg?« habe ich meine Mutter einmal gefragt. Doch ihrer Antwort war nicht zu entnehmen, ob nun die Spiele verschieden waren oder das alles mit ihrer Einstellung gegenüber Juden zu tun hatte.

»Vollkommen andere Art zu spielen«, sagte sie in dem Tonfall, den sie immer annahm, wenn sie etwas auf englisch erklärte. »Jüdisches Mah-Jongg, da achtet man nur auf die eigenen Steine, spielt nur mit den Augen.«

Dann sprach sie auf chinesisches weiter: »Beim chinesisches Mah-Jongg muß man seinen Kopf anstrengen und sehr geschickt vorgehen. Man muß aufpassen, was für Steine die anderen ablegen, und

alles im Gedächtnis behalten. Wenn keiner gut spielt, ist es wie beim jüdischen Mah-Jongg. Wozu denn überhaupt spielen, ohne Strategie? Da sieht man die Leute nur Fehler machen.«

Solche Erklärungen machten mir immer bewußt, daß die Sprache meiner Mutter von der meinen grundverschieden war, was ja auch stimmte. Wenn ich etwas auf englisch sagte, antwortete sie auf chinesisches.

»Was ist denn der Unterschied zwischen chinesischem und jüdischem Mah-Jongg?« frage ich Tante Lin.

»Aii-ya«, ruft sie scherzhaft empört, »hat deine Mutter dir denn gar nichts beigebracht?«

Tante Ying tätschelt mir begütigend die Hand. »Du bist doch ein kluges Kind. Schau, wie wir spielen, und mach es genauso. Hilf uns, die Steine in vier Mauerreihen aufzustellen.«

Ich folge Tante Yings Rat, achte aber vor allem auf das, was Tante Lin macht. Sie ist die Schnellste, also kann ich gerade noch mit den anderen mithalten, indem ich mich nach ihr richte. Tante Ying würfelt und sagt mir, daß Tante Lin jetzt der Ostwind ist und ich der Nordwind, der als letzter am Zug ist. Tante Ying ist der Südwind und Tante An-mei der Westwind. Dann werden die Steine an die Spieler verteilt. Ich ordne meine Spielsteine in Kreis- und Bambussequenzen, bunte Ziffernpaare, einzelne Steine, die nicht zusammenpassen.

»Deine Mutter hat am besten gespielt, wie ein Profi«, bemerkt Tante An-mei, während sie langsam ihre Steine sortiert und jeden einzelnen bedächtig mustert.

Nun fangen wir an zu spielen. Wir schauen uns unsere Steinkonstellationen an, werfen der Reihe nach den unbrauchbarsten Stein in der Mitte ab, nehmen neue auf, eine Runde nach der anderen in gemächlichem Tempo. Die Joy-Luck-Tanten unterhalten sich dabei über belanglose Dinge, ohne sich gegenseitig richtig zuzuhören, in einem eigentümlichen Kauderwelsch aus gebrochenem Englisch und ihrem chinesisches Dialekt. Tante Ying berichtet, daß sie irgendwo Strickgarn zum halben Preis bekommen hat. Tante An-mei erzählt stolz von einem Pullover, den sie für das

Baby ihrer Tochter Ruth gestrickt hat: »Sie dachte, ich hätte ihn im Laden gekauft!«

Tante Lin ereifert sich über einen Verkäufer, der ihr einen Rock mit kaputtem Reißverschluß nicht umtauschen wollte. »Ich war ja so *chiszle*«, knurrt sie, »bin fast geplatzt vor Ärger.«

»Gut, daß du noch heil bist, Lindo, sonst wärest du jetzt nicht hier«, neckt Tante Ying sie, und während sie noch über den eigenen Witz kichert, ruft Tante Lin »*Pong!*« und »*Mah-Jongg!*« Sie lacht Tante Ying ins Gesicht, legt ihre Steine auf und zählt die Punkte zusammen. Dann mischen wir die Steine von neuem, und es wird wieder still. Ich fange an mich zu langweilen und werde schläfrig.

»Ach, da fällt mir was ein!« trompetet Tante Ying so unvermittelt, daß wir zusammenzucken. Tante Ying war schon immer etwas wunderlich, in ihre eigene Welt versponnen. Meine Mutter sagte gern, Tante Ying habe keine Hörprobleme, sondern Zuhörprobleme.

»Die Polizei hat letztes Wochenende Mrs. Emersons Sohn festgenommen.« Es klingt, als sei Tante Ying stolz darauf, die außerordentliche Nachricht als erste erfahren zu haben. »Mrs. Chan hat's mir in der Kirche erzählt. Er hatte zu viele Fernseher im Auto.«

»Aii-ya, Mrs. Emerson gute Frau«, sagt Tante Lin prompt, womit sie meint, daß Mrs. Emerson so einen schlimmen Sohn nicht verdient hat. Doch sie meint auch Tante An-mei damit, fällt mir ein, deren jüngster Sohn vor zwei Jahren beim Verkaufen gestohlener Autoradios erwischt wurde. Tante An-mei reibt mit genierter Miene ihren Spielstein zwischen den Fingern, bevor sie ihn ablegt.

Tante Lin wechselt taktvoll das Thema: »In China haben jetzt alle einen Fernseher – sogar mit Farbprogramm und Fernbedienung! Die haben alles! Als wir wissen wollten, was wir ihnen besorgen sollten, haben sie gesagt, gar nichts, es reicht schon, daß wir zu Besuch kommen. Aber wir haben ihnen trotzdem was mitgebracht, einen Videorecorder und einen Sony-Walkman für die Kinder. Sie taten so, als wollten sie es nicht annehmen, aber ich glaube, es hat sie doch gefreut.«

Die arme Tante An-mei reibt immer noch krampfhaft an ihren